

PATRICK
SENÉCAL

5150

**DAS HAUS
DES WAHNSINNS**

Aus dem Französischen von Alexander Rösch

FESTA

Die Originalausgabe *5150, rue des Ormes*
erschien 1994 im Verlag Laval, Guy Saint-Jean éditeur, Kanada.
Copyright © 2001 by Éditions Alire inc. & Patrick Senécal

1. Auflage März 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Clinton Lofthouse
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-351-8
eBook 978-3-86552-352-5

Verrückt.

So ein triviales Wort, oft beiläufig benutzt und ohne nachzudenken. Aber es ist das einzige Wort, das mir in diesem Moment in den Sinn kommt. Also schreibe ich es auf, selbst wenn es sich dabei um ein Klischee handeln mag. Überhaupt geht es mir hier nicht darum, besonders originell zu sein. Ich bin kein Schriftsteller. Ich bin ein Gefangener. Manche werden behaupten, dass es da Gemeinsamkeiten gibt, aber für solche Überlegungen habe ich gerade den Kopf nicht frei.

Verrückt. Okay, da haben wir's. Ehrlich gesagt fällt mir keine passendere Bezeichnung ein. Nach den letzten drei Tagen kann ich wahrhaft behaupten, dass ich die tiefere Bedeutung des Wortes verstanden habe.

Drei Tage.

Es kommt mir ziemlich ironisch vor. Ich hatte darauf gedrängt, etwas zum Schreiben zu bekommen, und nun liegt genug Papier vor mir, um den gesamten Koran abzuschreiben ... Aber ich fühle mich völlig leer. Nein, in Wahrheit ist es genau andersrum: Ich bin zu voll.

Dies ist das erste Mal, dass ich etwas über mich selbst schreibe. Ich habe schon einige unbedeutende kleine Gedichte geschrieben, ein paar pseudointellektuelle Kurzgeschichten, aber nichts allzu Persönliches. Ich hatte nie das Bedürfnis danach. Bis jetzt. Ich muss mich von dieser

Last befreien, all diese Gefühle, die Ängste und meine Fragen auf das Papier abladen. Vielleicht auch meine Hoffnungen. Für den Fall, dass ich jemals hier rauskomme (Gott! Allein diese Wörter zu schreiben, macht mir Angst!), bin ich mir gar nicht sicher, ob ich will, dass jemand das hier liest. Es ist nicht für fremde Augen bestimmt.

Ich möchte es einfach für mich selbst tun. Es ist die einzige Möglichkeit, mich abzulenken. Für den Moment zumindest. Einfach die Ereignisse in der richtigen Reihenfolge nachzeichnen. Schon das empfinde ich als sehr befreiend. Vielleicht hilft es mir dabei, das Ganze besser zu verstehen.

Okay. Los geht's.

Alles begann vor drei Tagen. Um genauer zu sein: am Freitag, den 20. September 1991. Meine Kurse am Literaturinstitut sollten am Montag beginnen. Ich war erst seit drei Tagen in Montcharles und kannte diese Stadt mit ihren 25.000 Einwohnern kaum. Also beschloss ich, die letzten schönen Sommertage zu nutzen und die Gegend mit dem Fahrrad zu erkunden. Gegen halb zwölf machte ich mich entspannt auf den Weg und fuhr durch die extrem ruhigen Straßen der Stadt. Ich durchquerte das Zentrum – ganz hübsch, aber ziemlich tot – und hielt für einen kleinen Snack bei einer Bar.

Alles nicht besonders aufregend hier. Aber ich komme ursprünglich aus Drummondville, und so hielt sich mein Kulturschock in Grenzen. Außerdem hatte ich sowieso vor, die Wochenenden mit Judith in Sherbrooke zu verbringen, nur etwa 20 Kilometer von hier entfernt. Ich würde also die ganze Woche brav studieren und am Wochenende Party machen. Kein schlechter Plan für einen Studenten, der etwas auf sich hält, oder?

Nach dem Essen setzte ich meinen Streifzug fort. Wohngebiet klebte an Wohngebiet und entpuppte sich als Abfolge

steriler Neubauten, die alle irgendwie gleich aussahen. Nichts fiel aus der Reihe. Dann gelangte ich in eine Gegend, die deutlich älter wirkte und mir um einiges besser gefiel. Viele Bäume, keine Bürgersteige und nur wenig Verkehr. Ich bog in die Rue des Ormes ab, was so viel wie Ulmenweg bedeutet. Eine etwas abgelegene Straße mit jeder Menge Bäumen. Hinter einer Häuserzeile befand sich ein großes Feld und mir wurde ein bisschen nostalgisch zumute. Ich war in der Nähe eines Waldes aufgewachsen und an den Bäumen hinter dem Haus meiner Eltern baumelte von jedem Zweig eine Erinnerung an meine glückliche Kindheit. Ich ließ mich langsam über den Asphalt rollen und von der anheimelnden Umgebung gefangen nehmen – großzügige Grundstücke, hübsche, nicht zu moderne Einfamilienhäuser, ein paar Leute, die in ihren Vorgärten herumhantierten.

Die Straße endete an einem gelben Maschendrahtzaun, an dem ein Schild hing: »ENDE«. Ohne abzusteigen, ließ ich mich samt Fahrrad gegen den Zaun kippen. Dahinter fiel nach ein paar vereinzelter Bäumen eine steile Kiesböschung ungefähr zehn Meter zu einem schmalen bräunlichen Fluss hin ab. Auf der gegenüberliegenden Seite des Ufers hatte sich die Wildnis ihr Terrain zurückerobert. Keine Häuser, keine Straßen. Für ein paar Minuten verharrte ich und genoss die Ruhe des Flusses. Dann sah ich mich um und erblickte zu meiner Linken ein weitläufiges, leeres Grundstück, an das erst in 50 Metern Entfernung das nächste Gebäude angrenzte. Rechts von mir, unweit des Zauns, ragte ein zweistöckiges Haus auf, dessen Alter ich auf etwa 60 Jahre schätzte. Der braune Ziegelbau war zwar recht unscheinbar, verbreitete aber dennoch einen gewissen Charme, eine beruhigende Form von Friedlichkeit. Sicher lag das auch an der leicht isolierten Lage. Ich wandte mich wieder dem Fluss zu und holte tief Luft. Es fühlte sich gut

an. Ich war glücklich, in dieser ruhigen Stadt zu leben, und dachte darüber nach, heute Abend Judith anzurufen, um ihr genau das zu sagen. Und dass ich sie liebte, natürlich.

Ich wendete mein Fahrrad und machte mich auf den Rückweg.

Keine drei Meter weiter tauchte dann die verflixte Katze auf.

Kaum zu fassen, dass manche Menschen nicht an Glück glauben. Es steht für mich außer Frage, dass so etwas wie Glück wirklich existiert. Um ein Haar hätte ich das Tier überfahren. Es schien aus dem Nichts zu kommen, tauchte plötzlich einen Meter vor meinem Vorderrad auf. Ich versuchte auszuweichen, aber das Glück lässt nicht zu, dass man ihm ausweicht. Ich drückte die Bremsen am Lenker bis zum Anschlag durch und spürte, wie alles blockierte. Mein lebendes Hindernis gab ein kratzendes Ächzen von sich, und dann erlebte ich zum ersten Mal, wie sich freier Fall anfühlte.

Ich kämpfte mich zurück auf die Beine, rieb mir die schmerzenden Arme und fluchte wie ein Bauarbeiter. Abgesehen von ein, zwei Kratzern an den Händen und meinem geringfügig verletzten Stolz war mir nichts passiert. Ich schaute mich um – niemand in der Nähe. Die wenigen Menschen, die etwas weiter die Straße hinauf ihren Vorgarten jäteten, schienen nichts mitbekommen zu haben. Wunderbar. Ich konnte förmlich spüren, wie mein verwundetes Ego heilte. Mein Rad hatte es dagegen schlimmer erwischt. Die Kette war abgesprungen, die Lenkstange leicht verdreht und das Vorderrad völlig verzogen. Da ich zu den Leuten gehöre, die sich mindestens drei Finger brechen, wenn sie einen Nagel einschlagen, beschloss ich, mir ein Taxi zu rufen.

Ich ließ die Überreste meines Zehn-Gang-Bikes an Ort und Stelle liegen und lief auf das große zweistöckige Haus

zu, das ein wenig isoliert vom Rest dastand. Ein weiterer Beweis dafür, wie gern das Glück seine Spielchen mit uns treibt. Hätte sich der Unfall an einer anderen Stelle ereignet, wäre mir überhaupt nichts zugestoßen.

Überhaupt nichts.

Dieser Gedanke allein reicht schon, um mich vor Wut laut aufstöhnen zu lassen.

Die Katze verschwand unter dem Maschendrahtzaun. Wenn es mir je gelingen sollte, diesem Albtraum zu entkommen, setze ich eine Belohnung in Höhe von 1000 Dollar für denjenigen aus, der mir ihre gehäutete Leiche bringt. Nein, streichen wir das – er kann sie mir ruhig lebend bringen. Ich werde sie selbst häuten!

Es gab insgesamt drei Fenster im Erdgeschoss, eins links und zwei rechts der Tür. Direkt über ihnen im ersten Stock befanden sich drei weitere, von denen das eine seltsamerweise etwas dunkler wirkte. Vorhänge? Danach sah es zumindest nicht aus.

An der linken Seite des Hauses entdeckte ich eine weitere Tür, die auf einen kleinen Hof führte. Ich lief die asphaltierte Einfahrt entlang, vorbei an einem alten braunen Chevy, dessen Leuchtschild auf dem Dach ihn als Taxi auswies. Na so was! Wenn das mal kein Glück war!

Während ich mich der Haustür näherte, ließ ich meinen Blick erneut über den kleinen Hof gleiten. Er schien sich hinter dem Haus fortzusetzen und wurde von einer hohen Wacholderhecke flankiert. Dahinter nichts als Wald.

Ich klingelte und schaute auf die Uhr: 14:30 Uhr. Ich klingelte erneut. Das Taxi im Hof überzeugte mich davon, dass es sich lohnte, hartnäckig zu bleiben.

Endlich öffnete sich die Tür. Der Mann schien Anfang 40 zu sein, ein paar Zentimeter kleiner als ich mit meinen eins achtzig. Er blinzelte unsicher und wirkte überrascht, mich zu sehen. Ich erklärte ihm, was vorgefallen war, und zeigte

auf die Überreste meines Fahrrads auf der Straße. Der Mann hörte sich meine Geschichte an und wirkte ein wenig misstrauisch. Der mickrige braune Schnurrbart und die haselnussbraune Haube aus lockigem Haar ließen ihn wie einen abgehalfterten Popstar aussehen. Der typische Vorstadtbewohner eben. Er kam raus und schaute zur Straße. Als er mein Fahrrad entdeckte, verzog sich der Mund unter dem albernen Schnäuzer zu einem breiten Grinsen und sein Misstrauen löste sich offenbar in Luft auf.

»Ah! Ein Totalschaden!«

Das schien ihn irgendwie zu belustigen. Keine Ahnung, warum. Er musterte mich, immer noch grinsend, als hätte ich ihm gerade einen unglaublich guten Witz erzählt. Er fing sogar an zu lachen.

»Und das wegen einer Katze! Ha ha! Nicht übel! Hättest du einen Zusammenstoß riskiert, wärest du jetzt besser dran! Ich persönlich traue Fahrrädern nicht. Die sind noch gefährlicher als Autos.«

Meine missliche Lage schien ihn tatsächlich zu amüsieren. Ich erwiderte sein Grinsen, obwohl mir eigentlich nicht danach war. Der Kerl besaß einen komischen Sinn für Humor, machte sonst aber einen ganz netten Eindruck.

Nett.

Ich erklärte, dass ich mir ein Taxi rufen wolle.

»Hey, ich bin selbst Taxifahrer. Was für ein Glück, hm? Allerdings habe ich heute Nachmittag frei und ... und bin gerade ziemlich beschäftigt.«

Er wirkte, als täte es ihm ehrlich leid.

»Kein Problem. Wenn's Ihnen recht ist, ruf ich einfach bei der Zentrale an.«

Er zögerte für einen Moment und sah über die Schulter in die Wohnung, zwirbelte seinen Schnurrbart, als müsste er das Für und Wider meines Vorschlags abwägen. Verlangte ich da wirklich zu viel von ihm?

Er trug uralte Jeans und ein verblichenes T-Shirt. Auf beiden prangten Flecken. Ich vermutete, dass er gerade etwas reparierte.

»Hören Sie, ich kann's auch nebenan probieren, wenn Sie zu ...«

»Nein, nein, natürlich nicht!« Sein Lächeln war zurückgekehrt. »Komm rein. Komm rein.«

Ich trat direkt in eine große und scheußlich eingerichtete Küche: grüne Tapete mit einem Muster aus malvenfarbenen Blüten, Schränke in Karamellbraun und ein leuchtend gelber Kühlschrank. Der Anblick tat in den Augen weh. Links führte eine Treppe hinauf in den ersten Stock. Unter den Stufen machte ich eine Tür mit Vorhängeschloss aus. Vor mir, direkt neben dem Herd, gab es einen Durchgang zum Esszimmer.

Der Kerl wollte mir gerade zeigen, wo sich das Telefon befand, als die Haustür, durch die wir eben erst gekommen waren, aufschwang und eine Frau das Haus betrat. Sie stutzte und musterte mich mit andächtigem Schweigen. An ihrer Hand hielt sie ein kleines Mädchen.

»Maude!« Der Mann wirkte überrascht. »Dein Spaziergang hat ja nicht lange gedauert.«

Ein genervter Ausdruck trat auf sein Gesicht, als ob er sie dafür kritisieren wollte. Was die Frau betraf, die starrte mich weiterhin nur an. Beinahe verängstigt.

»Dieser junge Bursche hat gerade sein Rad geschrottet, direkt vor dem Haus. Wegen einer Katze!«

Wieder fing er an zu lachen. Offensichtlich bot ihm mein Fahrradunfall eine unerschöpfliche Quelle der Belustigung. Die Frau entspannte sich allmählich. Zumindest ein wenig. Sie war ziemlich groß und nicht besonders hübsch. In ihrem sorgfältig geschnittenen kastanienbraunen Haar zeichneten sich erste graue Strähnen ab. Ihr Lächeln kam mir ein wenig gequält vor. Ich schätzte sie auf knapp 45, aber gut möglich,

dass ihr verkniffener Gesichtsausdruck sie älter wirken ließ.

»Meine Frau. Maude.«

Ich lächelte höflich. Sie errötete, wandte die Augen ab und verkündete mit schwacher Stimme: »Ich bringe Anne in ihr Zimmer.«

Das kleine Mädchen, höchstens sechs, war ein dürres, zierliches Geschöpf mit langen schwarzen Haaren. Sie sagte kein Wort und rührte sich nicht von der Stelle. Sie kam mir seltsam passiv vor, wie sie sich so widerstandslos von ihrer Mutter wegführen ließ. Als sie den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, hielt die Frau abrupt inne und stammelte in Richtung ihres Gatten: »Es sei denn ... es ist zu früh ... also, dass ich raufgehe?«

Die Miene des Manns veränderte sich. Plötzlich schien er sich unwohl zu fühlen. Mit gepresster Stimme erwiderte er: »Ähm, nein, wie kommst du denn darauf?«

Ein eisiger, missbilligender Blick begleitete seine gekünstelt wirkende Frage. Was auch immer hier vor sich ging, es gefiel mir ganz und gar nicht. Ich verspürte wenig Lust, einen Ehekrach mitzubekommen, sondern wollte einfach nur mein Taxi rufen und verschwinden. Endlich senkte die Frau ihren Blick, blinzelte verwirrt und verschwand nach oben. Ihre schweigsame Tochter hielt sie nach wie vor an der Hand.

Der Kerl drehte sich zu mir um, offenbar deutlich besser gelaunt. »Der Apparat ist im Wohnzimmer. Geh einfach durchs Esszimmer, dann siehst du ihn schon hinten an der Wand. Ich hol inzwischen dein Rad von der Straße. Wir können es in den Kofferraum des Taxis einladen, wenn es da ist.«

Ich bedankte mich bei ihm und er ging nach draußen. Da bemerkte ich, dass die kleinen Schnitte an meiner Hand doch stärker bluteten, als ich zunächst gedacht hatte. Ich

ging zum Waschbecken und drehte den Wasserhahn auf. In diesem Moment kam die Frau namens Maude runter in die Küche. Ich erklärte ihr, dass ich mir nur kurz die Hände waschen wolle. Sie musterte mich ausgiebig, ohne ein Wort zu sagen, offenbar verschüchtert. Sie hatte große dunkle, wirklich schöne Augen. Zu schade, dass sie so verängstigt dreinblickten.

Mit ihrer leisen Stimme rang sie sich ab: »Sie sollten die Wunden desinfizieren.«

»Ach, das ist nicht wirklich nötig.«

»Oh doch, sie könnten sich sonst entzünden. Gehen Sie nur rauf ins Bad, da steht eine Flasche mit Jod. Die zweite Tür rechts.«

Schnell senkte sie den Blick, fast panisch und als überraschte es sie selbst, so viel gesprochen zu haben. Während ich nach oben ging, öffnete sie einen Wandschrank, nahm einen Besen heraus und begann, mit mechanischen Bewegungen den Boden zu kehren, als ob sie gar nicht wirklich registrierte, was sie da tat.

Oben angekommen, stellte ich mir vor, was für ein Paar die beiden wohl waren. Er schien mir der klassische Macho zu sein, der Herr im Haus. Sie gab das unterwürfige Weibchen, das ein trostloses, trauriges Leben führte. Manche Klischees halten sich offenbar hartnäckig.

Ein langer, fensterloser Korridor zog sich durch die gesamte erste Etage. Ich passierte zwei Türen, eine auf der linken und eine auf der rechten Seite. Geschlossen. An der nächsten Tür blieb ich stehen und drehte am Türgriff zu meiner Linken, als mir einfiel, dass sich das Bad ja rechts befinden sollte. Zu spät. Die Tür schwang bereits auf. Ein Schlafzimmer. Stockdunkel. Ich konnte die Umrisse des kleinen Mädchens ausmachen, das auf dem Bett hockte. Sie wandte mir den Kopf zu.

»Nur keine Angst. Deine Mutter hat mich nach oben

geschickt. Ich wollte ins Bad und hab mich in der Tür geirrt. Tut mir leid.«

Sie betrachtete mich schweigend. Selbst in der schwachen Beleuchtung konnte ich ihre extreme Blässe erkennen. Fast kränklich. Nun, vielleicht stimmte das ja. Wäre sie sonst nicht noch in der Schule?

»Du hast doch nicht etwa Angst vor mir?«

Sie starrte mich an, immer noch wortlos. Ihre schwarzen Augen waren riesig und tief wie ein Abgrund. Sie erinnerten mich an die reglosen Pupillen eines toten Fisches. Ihre Haare schienen das hagere Gesicht noch zu verlängern. Irgendwie faszinierte sie mich. Weshalb saß sie hier ganz allein im Halbdunkel?

»Zieh doch die Vorhänge zur Seite. Die Sonne scheint.«

Sie rührte sich nicht, keinen Millimeter, und sagte nach wie vor nichts. So, wie sie mich aus ihren riesigen Augen anlotzte, wünschte ich mir, nie ein Kind zu haben, das so aussah. Bloß nicht.

Ich zog die Tür sanft ins Schloss. Sie musste krank sein. Es gab keine andere Erklärung.

Zwei Türen blieben übrig. Die eine am hinteren Ende war geschlossen, die andere auf der rechten Seite stand offen: das Badezimmer. Schnell fand ich dort das Jod, reinigte die Wunden und wischte mir danach die Hände ab.

Zurück im Gang hörte ich das Stöhnen.

Kein Seufzen oder Raunen, sondern wahrhaftiges Stöhnen. Aus Müdigkeit, Angst oder Leid. Ich konnte es nicht genau sagen. Mir kam das kleine Mädchen in den Sinn, aber als es sich wiederholte, wusste ich, dass es von der Tür am hinteren Ende des Gangs kommen musste. Ich lief darauf zu, ohne sonderlich beunruhigt zu sein. Warum auch? Alles schien in Ordnung zu sein. In ein paar Tagen fingen meine ersten Kurse an. Ich würde mir innerhalb der nächsten zwei Minuten ein Taxi rufen, und auch sonst

wirkte hier im Haus alles völlig normal. Wieso also sollte mir ein bloßes Stöhnen Angst einjagen? Es konnte alles Mögliche dahinterstecken! Als ich das Geräusch ein drittes Mal hörte, klopfte ich darum einfach gegen die Tür und rief unschuldig: »Ist da drin alles in Ordnung?« Beim vierten Stöhnen ging ich noch einen Schritt weiter und öffnete langsam die Tür, bereits mit einer Entschuldigung auf den Lippen.

Was war ich nur für ein Idiot! Das ging mich doch überhaupt nichts an!

Als Erstes fielen mir die Wände des Zimmers auf. Unverputzt und widerwärtig grün. Und es gab Blutflecken. Sobald ich das Rot registrierte, wurde mir augenblicklich klar: Mein Gott, das ist Blut! War das der Moment, als ich Angst bekam? Nein, eigentlich nicht. Es geschah alles viel zu schnell.

Der Raum war völlig leer. Keine Möbel. Weder ein Bett noch sonst etwas. Nur eine Glühbirne, die von der Decke hing, und jemand in der Ecke, der mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lag und ein blaues Shirt und abgewetzte Jeans trug. Und noch mehr Blut, das sich unter seinem Körper ausbreitete, viel zu viel davon.

Mein Kopf fühlte sich an wie ein Vakuum. Ich sah jemanden, der stöhnend in einer Lache seines eigenen Blutes lag.

»Was ... was zum Teufel ist mit Ihnen passiert?« Die Frage kam wie von selbst aus meinem Mund.

Endlich hob die Person den Kopf. Der Mann, das Gesicht vollständig mit Blut bedeckt, richtete seinen Blick flehentlich auf mich. Das Stöhnen verwandelte sich in Worte. Ich verstand: »Hilf mir ...«

Das war der Moment, als ich Angst bekam. Sie flutete meine komplette Seele, die sich zu einem stummen Schrei verkrampte: *Mach, dass du hier wegkommst!*

Ich wirbelte herum und stürzte in den Flur. Aber ich rannte nicht. Keine Ahnung, warum. Ich bewegte mich einfach nur mit weit ausholenden Schritten. Trotz meiner Furcht hielt es ein Teil von mir für unvernünftig, blind loszurennen. Vor allem aber hätte ich mir damit selbst eingestanden, dass ich in Gefahr war.

Die Treppe schien unendlich weit entfernt zu sein. Und auf einmal hörte ich von unten die Stimme des Mannes: »Du hast ihn nach oben gelassen? Verdammt, was hast du dir nur dabei gedacht?«

»Aber ... aber du sagtest doch ... du sagtest, ich darf rauf! Ich dachte ... ich bin davon ausgegangen, wenn du fertig bist, dass ... na ja ... da keiner mehr ist.«

Schnelle Schritte erklommen die Stufen. Okay, nun wollte ich losrennen, aber da tauchte der Kerl bereits am Ende des Gangs auf. Abrupt hielt ich an. Einen Moment lang musterten wir uns gegenseitig. Seine freundliche Miene war einem misstrauischen Starren gewichen. Er fragte mich, wo ich herkam.

»Aus dem Bad. Ihre Frau sagte, ich könne mir mit Jod ...«

Zu meinem Erstaunen klang meine Stimme völlig normal. Auch meine Gesichtszüge schienen nicht allzu sehr entgleist zu sein, denn er zögerte und schien fast bereit, mir zu glauben.

»Warum bist du gerannt?«

»Ich bin nicht gerannt.«

Diesmal ließ mich meine Stimme im Stich. Der Mann runzelte die Stirn und schielte in den Flur hinter mir. Ihm musste die offene Tür am hinteren Ende aufgefallen sein.

»Du hast ihn gesehen, was?«

»Wen?«

Meine Stimme klang wie eine quietschende Flöte. Die Sache geriet aus dem Ruder. Er nickte und seine Miene verfinsterte sich.

»Du *hast* ihn gesehen.«

Plötzlich verlor ich die Nerven. Ich ruderte wild mit den Armen und schrie mit der schrillen Stimme eines Kindes: »Was ist mit ihm passiert? Haben Sie ihm das angetan? Warum haben Sie ihm das angetan? Wollten Sie ihn umbringen? Was ist hier los? Sie haben das getan, nicht wahr? Wieso? Er blutet überall. Was ... er ... Sie ... was ist mit ihm? Waren Sie das? Sagen Sie schon!«

Ich holte kurz Luft und schob entschlossen hinterher: »Ich gehe.«

Dann setzte ich mich in Bewegung, tief in meinem Inneren davon überzeugt, dass mich nichts und niemand davon abhalten konnte. Ich glaubte so sehr daran, dass es mich gleichermaßen schockierte und unangenehm berührte, als mich der Mann an den Schultern packte. Ich schrie, dass er mich gehen lassen müsse, und zwar sofort. Ich führte mich auf wie ein Kind, das einen Tobsuchtsanfall hatte.

Da zuckte seine Faust nach oben, aber ich verstand nicht, warum. Zuerst dachte ich albernerweise, er wollte eine Fliege verscheuchen oder so. Eine Sekunde später kassierte ich den ersten Schlag meines Lebens auf die Nase. Und er hatte eine explosive Wirkung. Alles drehte sich vor meinen Augen und meine Sicht verschwamm. Ich geriet ins Tauseln und gestand mir nun endlich ein, dass ich in Gefahr schwebte. Niemand schlug anständige Menschen ohne Vorwarnung, erst recht nicht, wenn diese gerade einen kleinen Fahrradunfall gehabt hatten, einen unverschuldeten wohl-gemerkt, verursacht von einer dämlichen schwarzen Katze.

Ich spürte, wie der Mann mich unter den Armen packte und über den Boden schleifte. Die Kraft, mich zu wehren, hatte ich nicht. Ich hörte, wie eine Tür aufschwang, wurde in einen Raum geworfen und landete auf etwas Weichem. Ein Bett. Ich lag auf dem Rücken und mein Sehvermögen kehrte allmählich zurück. Über mir tauchte ein Gesicht auf

– lang gezogen, bleich, verstörend – und glotzte mich schamlos an. Das kleine Mädchen. Ich musste in ihrem Zimmer sein. Ein kleiner Hoffnungsschimmer! Mit leiser, brüchiger Stimme bat ich sie, Hilfe zu holen.

»Anne!«, schrie der Mann. »Raus aus deinem Zimmer! Los!«

Das kleine Mädchen rührte sich nicht. Es gelang mir, die Hand nach ihr auszustrecken. Nach wie vor fiel mir das Sprechen schwer. Ich wiederholte: »Hol ... Hilfe ... bitte!«

Sie starrte meine Hand für eine Weile an und widmete sich schließlich erneut meinem Gesicht. Zwei riesige stumpfe Augen, leer, weder überrascht noch mitleidig oder ängstlich ... da war gar nichts. Der Schock darüber ließ mich aufstöhnen.

Ich hörte ein Murren, halb wütend, halb angewidert, als das kleine Mädchen von mir weggezogen wurde. Ich schloss die Augen, sammelte meine gesamte Kraft und schaffte es, mich aufrecht hinzusetzen. Nur um zu sehen, wie sich die Tür gerade schloss. Nach einigen Sekunden kam ich schwankend auf die Beine. Mir wurde schwarz vor Augen und ich hätte am liebsten gekotzt. Ich taumelte zur Tür und rüttelte am Knauf. Abgeschlossen.

Von außen?

Ich hämmerte gegen das Holz und verlangte schreiend, sofort hinausgelassen zu werden. Hektisch sah ich mich um. Das Zimmer eines Kindes, völlig normal eingerichtet. Und doch wirkte es abweisend und freudlos. Ich starrte auf das traurige Ensemble aus eingestaubten Puppen und Spielzeug. Seelenlos. Ich lief ans Fenster und zog die Vorhänge zur Seite. Die Sonne drängte sich in den Raum, machte mich halb blind. Das Fenster ließ sich nicht öffnen. Unmöglich.

Ich suchte nach etwas, das ich werfen konnte. Einen Stock oder so. Es gab nur einen kleinen Hochstuhl. Ich

schnappte ihn und schmetterte ihn gegen die Scheibe. Mit einem merkwürdigen Geräusch prallte er davon ab. Nicht ein einziger Riss auf dem Glas. Ich versuchte es noch einmal, schlug zweimal, dreimal, viermal mit voller Wucht zu. Das Fenster erzitterte, blieb aber ohne einen Kratzer.

Sicherheitsglas.

Für ein paar Sekunden glotzte ich die durchsichtige Fläche einfach nur fassungslos an.

Dann drückte ich mein Gesicht dagegen und schrie um Hilfe. Aber draußen gab es nur den verlassen Hof und die Häuser links davon. Viel zu weit weg, als dass mich jemand hätte sehen können.

Dann hörte ich Geräusche. Ich zog mich vom Fenster zurück und lauschte. Eine Tür öffnete sich ganz in der Nähe. Zweifellos die am Ende des Gangs mit den schrecklichen blutbesudelten grünen Wänden, in dem dieser ... dieser ...

Schwere Schritte nebenan. Dann ein Geräusch, als kroch jemand über den Boden. Erstickte verängstigte Schreie. Ein dumpfer Schlag. Noch einer. Stille. Etwas oder jemand wurde an meiner Tür vorbeigeschleift. Die Stimme eines Mannes, atemlos und erregt. Er schrie: »Maude! Ich hab doch gesagt, dein Spaziergang war zu kurz. Geh noch mal für 20 Minuten mit deiner Tochter raus!«

Zehn Sekunden später schloss sich unten eine Tür. Das Schleifen im Flur setzte wieder ein, entfernte sich langsam. Schritte auf der Treppe, untermalt von einem unregelmäßigen *Dotz! ... Dotz! ... Dotz!* Sein Kopf ... der Kopf des armen Kerls schien auf jede einzelne Stufe zu knallen.

Diese Vorstellung ließ mich zur Tür schießen und ich begann erneut zu schreien, flehte ihn an, mich freizulassen. Ich befand mich in einem Stadium totaler Panik. Ich ahnte, dass der Typ mit dem Schnurrbart in Kürze nach oben kam, um mir dieselbe Behandlung zu verpassen. Dann wäre ich

es, der durch den Flur geschleift wurde und dessen Kopf gegen die Stufen klatschte ...

Ich trommelte mit beiden Fäusten gegen die Tür und schrie. Schließlich gab ich auf, außer Atem, und lauschte. Jemand kam herauf. Ich wich ein paar Schritte zurück, fürchtete mich, die Augen starr auf die Tür gerichtet. Vor zwei Sekunden hatte ich mich danach gesehnt, dass jemand sie öffnete. Jetzt wünschte ich mir das genaue Gegenteil. Die Schritte kamen näher, begleitet von einem metallischen Quietschen, als ob etwas gerollt wurde. Das Geräusch zog an meiner Tür vorbei und verebbte. Sicher war es jetzt in den schrecklichen grünen Raum verschwunden. Ich presste mein Ohr gegen die angrenzende Wand. Erstickte Laute. Ein klatschendes, nasses Geräusch. Er wischte den Boden. Entfernte das Blut.

Ich hatte das Gefühl, mich übergeben zu müssen.

Benommen ließ ich mich aufs Bett fallen. Nach einigen Minuten erklang wieder das metallische Quietschen im Flur und verschwand über die Stufen nach unten.

Der Mann kam sicher bald zurück. Kam zurück, öffnete die Tür, lachte mich aus und erklärte mir alles. Weil es sich um ein Missverständnis handelte. Ganz offensichtlich. Mein netter Ausflug mit dem Rad konnte doch nicht so enden. Ausgeschlossen. Ja, das Wort passte: ausgeschlossen.

Ein Missverständnis.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss. Ich sprang auf die Füße und wartete in der Mitte des Zimmers, den Blick beschwörend auf dem Türknauf.

Der Mann. Er hielt irgendeine Waffe auf Hüfthöhe. Ich kenne mich mit Knarren nicht aus, es sah jedenfalls aus wie eine Art Jagdgewehr. Der Lauf zielte direkt auf mich. Von diesem Moment an ließ ich das Ding nicht mehr aus den Augen.

»Raus«, forderte er.

Ich zögerte. Wie meinte er das? Raus aus dem Zimmer? Raus aus dem Haus? Abhauen?

Ich näherte mich der Tür. Er trat zur Seite, um mich vorbeizulassen. Ich fand mich im Flur wieder.

»Da rein.«

Er meinte den grünen Raum.

Es war also doch kein Missverständnis.

Ich rührte mich nicht. Er wiederholte die Anweisung mit einem Anflug von Ungeduld in der Stimme. Meine Augen klebten an der Mündung seines Gewehrs. Es hätte mich kaum gewundert, wenn eine Schlange oder eine andere widerwärtige Kreatur daraus hervorgekrochen wäre. Ich wich zurück. Auf keinen Fall wollte ich der Waffe den Rücken zukehren. Wir näherten uns dem grünen Raum, gingen hinein. Keine Spur mehr von dem Sterbenden, auch kein Blut. Völlige Leere.

Mein Rücken stieß gegen die Wand. Ich musste stehen bleiben. Der Mann wartete reglos vor mir und hatte mich nach wie vor im Visier. Ich hörte, wie er seufzte. Dann sagte er lediglich: »Okay.«

Ich fing an zu heulen. Es wurde zu viel für mich. Kein lautes, schmerz erfülltes Schluchzen, lediglich große Tränen, die aus meinen Augen flossen und von schwachem Stöhnen untermalt wurden. Ich musste sterben. Ich wusste es. Er wollte mich töten. Und ich würde nie erfahren, warum. Das empfand ich mit einem Mal noch schlimmer und grauenvoller als den Tod selbst. Meine Beine schlotterten und drohten nachzugeben, als er plötzlich fragte: »Was soll ich nur mit dir anstellen?«

Durfte ich es wagen zu hoffen? Ich sah ihm in die Augen. Er wirkte weder verrückt noch wütend. Nicht mal gefährlich, wenn man davon absah, dass er eine Waffe auf mich richtete. Er machte eher einen ... genervten Eindruck. Er hielt das Gewehr in der einen Hand und strich sich mit der

anderen über die Enden seines Schnurrbarts, während er mich verwirrt anblinzelte. Bizarrerweise wirkte er, als sei er gerade auf einer langweiligen Party gelandet und überlegte, wie er sich vorzeitig davonstehlen konnte. Das passte alles nicht zusammen und verwirrte mich dermaßen, dass ich augenblicklich aufhörte zu weinen. Er lachte, amüsiert und kumpelhaft wie schon vorhin.

»Du hast auch keine Idee, oder?«

Er kicherte in sich hinein. Nicht zu glauben. Der Kerl bedrohte mich mit einer Waffe und fand das auch noch komisch!

Schniefend flehte ich ihn an, mich nicht zu töten. Meine Aussage schien ihn aus dem Konzept zu bringen und er versicherte mir, er habe nicht die Absicht, mich umzubringen. Erneut strömten Tränen über mein Gesicht, diesmal vor Erleichterung.

»Du dachtest, ich will dich töten?«, fragte er offenbar ehrlich schockiert. »Wie kommst du denn darauf?«

Wie sollte ich das beantworten? Er hatte mich halb bewusstlos geschlagen, mir mit einer Waffe gedroht und wusste nicht, wieso mir solche Gedanken durch den Kopf schossen? Selbst wenn ich es ihm erklärte, verstand er es wahrscheinlich nicht. Er schien überhaupt nicht zu kapieren, was hier gerade abging, was *wirklich* abging. Ich gestand mir endlich die Möglichkeit ein, dass dieser Mann verrückt war, ernsthaft geistesgestört. Aber konnte das sein? Konnte es sein, dass ein komplett Verrückter, der nicht richtig tickte, ganz normal mit seiner Familie in einem Haus lebte?

Ich musste an die Frau denken und an das kleine Mädchen ...

»Komm schon, Junge, ich bring dich nicht um. Natürlich nicht! Schlag dir diese alberne Idee aus dem Kopf!«

Jetzt flennte ich wirklich. Das Wissen, dass ich weiterleben durfte, brachte mich vollends aus dem Gleichgewicht.

»Der Anblick von dem Kerl und dem ganzen Blut drumrum hat dir ziemlich zugesetzt, hm? Ein Mann, rote Flecken, meine Waffe ... klar ... klar, das versteh ich ...«

Unten öffnete sich eine Tür. Er reagierte überhaupt nicht darauf. Ich traute mich, etwas zu sagen. Meine Stimme zitterte immer noch, aber ohne großartig nachzudenken, bohrte ich nach: »Dieser andere ... ist er tot?«

Er wurde wieder ernst und musterte mich eingehend. Ich wartete auf seine Antwort. Wenn er es bestätigte, wäre ich sofort wieder hysterisch geworden. Aber er tat etwas, was ich noch schlimmer fand: Er ignorierte meine Frage völlig.

»Ich werde dich nicht töten, weil du nichts Falsches getan hast. Im Prinzip hast du einfach nur etwas gesehen, das du nicht hättest sehen sollen, und dafür kannst du schließlich nichts.«

Er schenkte mir ein freundliches Lächeln, als wollte er seinen guten Willen demonstrieren. Ich hatte noch nie einen Menschen erlebt, dessen Gesichtsausdruck sich so schnell veränderte – mit derart schwankenden Gefühlsregungen. Das verstörte mich dermaßen, dass ich meine Angst fast vergaß. Fast.

»Hey, ist nicht deine Schuld, Junge. Ehrlich.«

»Nein«, gab ich zögerlich zurück. »Ganz und gar nicht meine Schuld.«

Er nickte und schob mit ernster Stimme nach: »Man muss gerecht sein. Immer.«

Möglicherweise hatte er den Bezug zur Realität doch noch nicht ganz verloren. Ich gewann den Eindruck, dass er mein Missgeschick nachvollziehen konnte und erkannte, dass ich nichts für dieses Chaos konnte. Nach kurzem Schweigen ergänzte er: »Aber ich kann dich trotzdem nicht gehen lassen ...«

Er seufzte.

»Du hast zu viel gesehen. Eigentlich fast nichts, aber

genug, um mich in Schwierigkeiten zu bringen. Du hättest nichts Besseres zu tun, als zur Polizei zu rennen und denen zu erzählen, dass du einen halb toten Mann in diesem ruhigen kleinen Haus gesehen hast ...«

Ich widersprach. Wie er denn auf so eine Idee komme? Wenn er mich gehen ließe, wäre ich so erleichtert, dass ich niemandem etwas verraten würde. Und als ich das behauptete, log ich nicht mal. Die Idee, die Polizei zu verständigen, war mir bis zu diesem Moment noch gar nicht gekommen.

»Ich glaube dir«, sagte er mit sanfter Stimme. »In diesem Augenblick meinst du das, was du da sagst, vermutlich ernst. Aber später, wenn du wieder zu Hause bist und dich erst mal beruhigt hast ... nun, dann wirst du ins Grübeln kommen und ...«

Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und wurde unvermittelt ernst.

»Dein Gewissen als braver Bürger wird dir einreden, dass du einen gefährlichen Burschen wie mich nicht frei herumlaufen lassen darfst ... Das denkst du doch über mich, oder? Dass ich gefährlich bin? Nach allem, was du mit angesehen hast, bist du überzeugt, dass ich ein gefährlicher Mann bin, stimmt's?«

Seine Stimme wurde zunehmend lauter und er umklammerte seine Waffe fester. Sein Zorn jagte mir Angst ein. Ich versicherte ihm noch einmal, nichts zu verraten, weil ich ohnehin rein gar nichts über ihn wusste, ihn ja nicht einmal kannte ... ich ratterte alles herunter, was mir einfiel, um ihn zu überzeugen. Aber seine Stimme wurde noch lauter, er verzog den Mund und trat zwei Schritte auf mich zu.

»Verarsch mich nicht! Ich kann Menschen einschätzen, weißt du? Ich kenne Leute wie dich! Du erhaschst ein winziges Detail, aus dem Zusammenhang gerissen, aber das genügt dir! Du verurteilst mich deswegen! Ein halb toter

Mann in meinem Haus muss zwangsläufig bedeuten, dass ich kriminell bin, hä? Das denkt ihr doch alle!«

Inzwischen brüllte er, die Pupillen vor Wut geweitet. Das Gewehr zitterte in seinen Händen. Ich presste mich gegen die Wand, als hoffte ich, mit dem Putz verschmelzen zu können.

»Nun, du hast keine Ahnung«, schrie er. »Du weißt überhaupt nichts und hast keinen blassen Schimmer! Nichts weißt du!«

Endlich verstummte er, offenkundig außer Atem. Versteinert von seiner explosiven Reaktion starrte ich den schwankenden Griff der Waffe an. Auf einmal schloss er die Augen, zog eine Grimasse und schlug sich selbst mit der rechten Handfläche gegen die Schläfe. Für einige Sekunden stand er einfach so da, biss sich auf die Unterlippe und machte den Eindruck, als wartete er darauf, dass ein akuter Migräneanfall abebbte. Während dieser kurzen Unterbrechung drängten sich leise Stimmen in mein Bewusstsein. Sie kamen von unten aus der Küche: Töpfe und Pfannen, Stühle, die verrückt wurden, ganz normale Geräusche. Der Kerl tobte hier wie ein Berserker und unten lief die ganz normale Alltagsroutine ab, als ob ... als ob ...

Sein Gesicht entspannte sich und er schlug die Augen auf, spürbar erleichtert. Seine Stirn war noch ein wenig gerötet und glänzte vor Schweiß, aber sein Blick wirkte gelassen. Jawohl, gelassen. Er bedachte mich sogar mit einem kleinen bedauernden Lächeln ... derselbe Mann, der noch vor zehn Sekunden den Eindruck gemacht hatte, mich lebendig auffressen zu wollen.

»Jedenfalls«, verkündete er mit einer vagen Handbewegung, »bin ich sicher, dass du verstehst, was ich meine ...«

Es gab keinen Zweifel mehr: Ich hatte einen Verrückten vor mir.

Ich wiederholte, dass ich niemandem etwas verraten

würde. Ich beschwor ihn, mich gehen zu lassen. Aber er lehnte ab. Das sei zu riskant. Er erklärte es mir mit trauriger Miene ... ja, traurig! Scheiße! Welche menschliche Regung hatte mir diese Chamäleonfratze denn noch nicht präsentiert?

Ich hörte auf zu weinen und verspürte unvermittelt Wut.

»Was haben Sie mit mir vor? Wenn Sie mich nicht töten, aber auch nicht gehen lassen, was dann?«

Er seufzte und kratzte sich am Kopf wie jemand, der sich mit einem lästigen kleinen Alltagsproblem herumschlägt. Er raffte es wirklich nicht. Er erfasste weder die Tragweite noch die Krassheit dieser Situation! Zum ersten – aber nicht zum letzten – Mal stellte ich mir die Frage, warum ich beschlossen hatte, mit meinem Fahrrad ausgerechnet in diese Straße einzubiegen.

»Ich weiß nicht ... ich weiß es wirklich nicht.«

Er kratzte sich nachdenklich am Schnurrbart, ehe er in entschlossenem Tonfall mitteilte, er wolle sich darüber Gedanken machen. Mit diesen Worten huschte er zur Tür und ignorierte mich dabei völlig. Bevor er sie schloss, ertete ich noch einmal eines seiner aufmunternden Lächeln.

Ich hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, was mich dennoch nicht davon abhielt, hinzugehen und am Knauf zu rütteln. Abgeschlossen, natürlich.

Noch ein Raum, den man von außen abschließen konnte.

Dann dieses unzerstörbare Fenster im Kinderzimmer des Mädchens ...

Ich befand mich nicht in einem normalen Haus, sondern in einem Gefängnis.

Mir fehlte die Kraft, um zu schreien oder gegen die Tür zu trommeln. Ich hatte nicht mehr genug Adrenalin im Körper, um mich zu wehren. Also ließ ich mich in die erste Ecke sinken und beschloss zu warten. Ein Satz ging mir in Endlosschleife durch den Kopf: Alles wird gut. Alles wird gut.

Etwa eine Stunde blieb ich so sitzen. Dann ...

Aber jetzt muss ich erst mal eine kleine Pause einlegen. Ich habe seit etlichen Stunden ohne Unterbrechung geschrieben. Mir fällt langsam die Hand ab. Eine kleine Auszeit, nur ein paar Minuten. Danach erzähle ich, was anschließend passiert ist. Ich will es zu Ende bringen. Bevor sie zurückkommen ...

Es fällt schwer, die Zeit ohne Uhr im Blick zu behalten ... ich schätze mal, es ist jetzt etwa 17 Uhr. Vielleicht auch ein wenig später. Ich habe vor etwa zehn Minuten mit dem Schreiben aufgehört und meine Hand hat sich wieder beruhigt. Also dann ...

Nach etwa einer Stunde, die ich untätig in der Ecke hockte, hörte ich schließlich, wie die Tür aufgeschlossen wurde.

Diesmal öffnete nicht der Mann die Tür, sondern eine junge Frau, etwa 18 Jahre alt. Sie steckte ihren Kopf herein. Als sie mich sah, weiteten sich ihre Augen vor Überraschung.

»Na, so was! Es stimmt also wirklich!«, sagte sie amüsiert.

Ihre Stimme klang ein wenig nasal. Sie kam herein, machte ein paar Schritte und blieb mit verschränkten Armen stehen. Sie legte den Kopf leicht schräg und musterte mich unverblümt von oben bis unten. Ich sprang auf die Beine, wusste nicht recht, was ich davon halten sollte.

Sie war relativ groß und mager. Ihre langen blonden Haare, fast schon mit einem Stich ins Gelbliche, machten einen widerspenstigen Eindruck. Mit der zu langen Nase und den recht harten Gesichtszügen entsprach sie nicht dem klassischen Schönheitsideal, aber die dunklen Augen und vollen Lippen verliehen ihr ein attraktives, sinnliches Aussehen. Ihr einziges Make-up bestand aus schlichtem

schwarzen Eyeliner. Sie trug einen schlabbrigen roten Wollpulli und schwarze Leggings. Irgendwie beeindruckte sie mich. Sie mochte auf den ersten Blick nichts Besonderes sein, aber ich bin mir dennoch sicher, dass sie aus einer Menschenmenge hervorgestochen wäre.

Sie umkreiste mich, als wollte sie mich aus allen Blickwinkeln erfassen, bewegte sich mit einer merkwürdigen Anmut – nicht sonderlich feminin, sondern eher ... wie ein Raubtier. Ja, so lässt es sich beschreiben: Dieses Mädchen war nicht außergewöhnlich hübsch, aber sie verbreitete einen verstörenden Charme, eine Mischung aus Härte und Sinnlichkeit, wie ein wildes Tier. Das wirkte nicht nur sexy, sondern auch charmant, geheimnisvoll, intelligent und gefährlich.

Sie lächelte mysteriös.

»Hättest dir für deine Radtour mal lieber eine andere Strecke ausgesucht ...«

Ihr Tonfall gefiel mir nicht. Der Mann hatte sich zumindest Mühe gegeben, mich zu beruhigen und aufzumuntern. Sie machte sich über mich lustig. Sie schien nicht zu wissen, was hier vor sich ging, andernfalls hätte sie sich wohl kaum so darüber amüsiert. Kurz überlegte ich, sie zur Seite zu drängen und abzuhaufen, aber dann rührte sich im Erdgeschoss etwas. Die Vorstellung, dass der Mann dort mit seinem Gewehr auf mich wartete, gab mir den Rest. Dieses Mädchen konnte mir sicherlich helfen, also fragte ich, wer sie war. Endlich blieb sie stehen. Der Schatten eines Lächelns blieb auf ihren Lippen zurück.

»Der Teenager im Haus. Die Älteste. Die große Schwester.«

Sie hatte vermutlich Semesterferien und wusste gar nicht, dass es sich bei ihrem Vater um einen Irren, einen Geistesgestörten handelte. Meine Anwesenheit schien sie trotzdem nicht im Geringsten zu verwundern. Ich senkte

meine Stimme und erklärte ihr hastig das Wichtigste: »Ich weiß nicht, was dein Vater dir erzählt hat, aber er ... hält mich gegen meinen Willen hier fest, verstehst du? Er hat mich sogar mit einem Gewehr bedroht. Er hat mich eingeschlossen, weil ich ... ich habe einen Mann gesehen. Er war verletzt und er ...«

Ich hielt den Mund, als mich ihr amüsiertes Blick streifte. Sie schien mich wirklich nicht ernst zu nehmen!

Zu dumm! Die Tür stand offen, direkt vor mir. Es war zu verlockend!

Ich setzte mich in Bewegung, aber das Mädchen verstellte mir den Weg. Sie starrte mich durchdringend an, diesmal ohne zu lächeln. Da wusste ich: Sie stand auf der Seite ihres Vaters! Aber was mochte er ihr für eine Geschichte aufgetischt haben?

Ich streckte mich, strengte mich an, bedrohlich auf dieses Mädchen zu wirken, das mindestens fünf Jahre jünger sein musste als ich, und forderte sie kühl auf, zur Seite zu treten, weil sie sich sonst auf etwas gefasst machen könne.

Sie brach in schallendes Gelächter aus! Und ich hatte geglaubt, sie zu beeindrucken! Zu dumm, sie hatte es so gewollt! Gerade als ich sie an den Schultern packen und wegstoßen wollte, hörte ich Schritte im Gang, die von einer mittlerweile vertrauten Stimme begleitet wurden: »Michelle! ... Michelle, verdammt! Was machst du denn da?«

Instinktiv wich ich zwei Schritte zurück, starr vor Entsetzen.

Der Mann kam ins Zimmer und baute sich neben seiner Tochter auf. Er hielt immer noch sein dämliches Gewehr in der Hand und betrachtete das Mädchen verärgert. Er schimpfte mit ihr. Sie sei stur und ignoriere seine Befehle. Sie zuckte kleinlaut mit den Schultern.

»Der Schlüssel, wo ist der Schlüssel?«, wollte er wissen.

Sie zeigte zum Schloss, an dem ein Schlüsselbund hing. Nichts wie hin!

Ich schoss schnell wie der Blitz nach vorn, aber der Typ hob seine Waffe und ich hielt so abrupt inne, dass ich das Gleichgewicht verlor. Einmal mehr redete ich mir ein, das Mädchen sei meine Rettung.

»Was haben Sie Ihrer Tochter erzählt? Dass Sie mich hier gefangen halten, weil ich probiert habe, Sie zu beklaulen? Weil ich kriminell bin? Sagen Sie ihr die Wahrheit! Sagen Sie ihr, dass ich in Wahrheit einen halb toten Mann gesehen habe, den Sie inzwischen höchstwahrscheinlich erledigt haben! Sagen Sie's ihr! Sagen Sie ihr, dass Sie ein Verrückter sind, ein gefährlicher Irrer!«

Das Mädchen lachte erneut und meinte amüsiert: »Hey, Papa, das dürfte dir gar nicht gefallen, dass er so viel weiß!«

Er spießte sie mit seinem Blick förmlich auf und sie hielt die Klappe.

Sie wusste es! Sie wusste, was hier ablief! Die Erkenntnis ließ mich nach hinten taumeln. Ich wich vor ihnen zurück, als stünden zwei Aussätzige vor mir. Hätten sie mich in diesem Moment berührt, ich wäre vor Abscheu wahrscheinlich ohnmächtig geworden.

Der Vater forderte seine Tochter auf, nach unten zu gehen. Nach einem wütenden Blick in meine Richtung folgte sie seiner Aufforderung.

Der Kerl starrte mich lange Sekunden an. Langsam senkte er sein Gewehr, wirkte dabei aber so bedrohlich, als ob er sich fragte, wo er mir als Erstes eine verpassen sollte. Er würde mich gleich angreifen, das ahnte ich. Ich atmete schneller, lehnte mich leicht vor und wartete auf die unvermeidliche Attacke. Ich hatte mich noch nie mit jemandem geprügelt. Was sollte ich tun? Mit einem Mal schienen sich die Muskeln des Mannes zu entspannen. Er öffnete den

Mund und betrachtete mich mit wachsamen Augen, sprach ganz langsam und betonte jedes einzelne Wort: »Nenn ... mich ... nie ... wieder ... verrückt.«

Danach verließ er den Raum. Er zog die Tür zu und schloss natürlich ab. Seltsamerweise fühlte ich mich in dieser Sekunde nicht nur verzweifelt, sondern auch irgendwie ermutigt.

Ich pirschte durch den Raum. Wie lange mochte ich hin- und hergelaufen sein? Zehn Minuten? Eine Viertelstunde? Länger? In meinem Kopf herrschte totales Durcheinander, aber nach und nach schälten sich einzelne Eindrücke aus dem Chaos heraus.

Der Mann hielt mich in diesem Haus gefangen.

Seine Tochter wusste es und fand es offenbar saukomisch.

Seine Frau kusste und hatte Angst.

Das kleine Mädchen schwieg, blass und ausdruckslos.

Als habe mir die Wahrheit einen Schlag verpasst, hielt ich mitten in der Bewegung inne: Die ganze Familie tickte nicht richtig. Nicht nur der Vater, sondern alle!

Ich lachte.

Mir fiel ein Horrorfilm ein, den ich vor ein paar Jahren gesehen hatte. Die Fortsetzung von *Blutgericht in Texas*. Darin ging es um einen völlig gestörten Klan, der unschuldige Menschen einfing und wie Schweinehälften an Haken aufhängte.

Ich wieherte vor Lachen. Ich hielt mir den Bauch, fiel auf den Boden, rollte auf die Seite und konnte gar nicht mehr aufhören. Mann, war das bescheuert ...

Ein Geräusch im Flur. Etwas Schweres wurde durch die Gegend geschleift.

Meine Belustigung löste sich augenblicklich in Luft auf. Ich ging auf die Knie und wartete, was als Nächstes kam. Der Schlüssel im Schloss drehte sich. Ich sprang auf.

Der Mann zielte beim Reinkommen mit seinem verflochtenen Gewehr auf mich. Seine ältere Tochter folgte ihm und zog angestrengt etwas hinter sich her. Eine Matratze. Alt, fleckig, aber definitiv eine Matratze. Sie zerrte sie gegen die hintere Wand und ließ sie mit einem erleichterten Laut fallen.

»Verdammte Scheiße, ist das Teil schwer!«, murmelte sie und blies sich eine blonde Haarsträhne aus der Stirn.

Ihr Vater forderte sie wütend auf, nicht so ordinär zu fluchen. Ich betrachtete die Matratze einen Moment lang, wandte mich dann an den Mann und fragte, was das zu bedeuten habe. Er zuckte mit den Achseln, verunsichert. Er zielte mit der Waffe auf mich, wirkte dabei aber, als mache ihm die Situation seltsam zu schaffen. Irgendwie surreal.

»Nun, solange du hier bist, sollst du es gemütlich haben ...«

Gemütlich? Ich trat auf ihn zu.

»Und wie lange genau wollen Sie mich festhalten?«

Der Lauf des Gewehrs zuckte ein wenig hoch und ich stoppte. Seine ernste, bedrohliche Miene kehrte zurück. Einmal mehr brachte mich sein Talent, spontan von einer Emotion zur nächsten zu wechseln, aus dem Konzept.

»Ganz ruhig, Junge. Es ist alles nicht so ernst, wie du glaubst.«

Wie gern ich darüber gelacht hätte, aber der Anblick des Gewehrs löste mein Selbstbewusstsein in Luft auf. Ein flüchtiger, flehender Blick von mir traf das Mädchen, das mit verschränkten Armen dastand und die Show mit deutlicher Belustigung verfolgte. Mir fehlte die Fantasie, was daran so lustig sein mochte, wenn ihr Vater einen Fremden mit einer Knarre bedrohte. Als ob auch er die Amüsiertheit seiner Tochter als unpassend empfand, forderte er sie mit kühler Stimme auf, zurück nach unten zu gehen. Wie eine Katze glitt sie aus dem Raum, ließ mich dabei die ganze Zeit über nicht aus den Augen.

Der Mann ließ die Waffe sinken. Das freundliche, ver-söhnliche Lächeln kehrte zurück.

»Wie heißt du?«

Ich starrte ihn für eine Sekunde an, ohne zu antworten, sagte mir dann aber, dass es gefährlich sein könnte, ihn zu verärgern ...

»Yannick. Yannick Bérubé. Mein Vater ist Polizist.«

Eine Lüge. Mein Vater ist Buchhalter und sammelt Manschettenknöpfe. Mein Bluff schien den Mann nicht aus dem Konzept zu bringen. Vielmehr nickte er, als wollte er meinen Namen absegnen.

»Ich heiße Jacques Beaulieu.«

Im Gegensatz zu ihm nickte ich nicht. Der Name kam mir für einen Verrückten zu gewöhnlich vor. Ein unaussprechlicher Nachname mit jeder Menge x und y hätte irgendwie besser zu ihm gepasst. Jacques Beaulieu. Auf verstörende Weise viel zu normal.

Er fragte mich, wie alt ich sei. Viel zu schnell antwortete ich: »23.« Hätte ich mich doch nur ein bisschen älter gemacht.

»Genauso alt wie Maude, als ich sie geheiratet habe.« Beaulieu lächelte wehmütig. »Sie hat mir so viel zugetraut damals ...«

Für einen Moment existierte ich für ihn gar nicht mehr. Ich überlegte schon, ob ich die Gelegenheit nutzen sollte, um ihn anzugreifen, da kehrte er in die Realität zurück: »Hör zu, Junge. Wir wollten gerade zu Abend essen. Wenn du möchtest, kann ich dir einen Teller nach oben bringen.«

Keine Ahnung, wie ich in diesem Moment aussah, offenbar nicht sehr begeistert, denn er erwiderte schroff: »Okay. Dann vielleicht morgen.«

Dann ging er.

Ich starrte die geschlossene Tür an und schleuderte mich

dagegen, ohne lange darüber nachzudenken. Ein neuerlicher Anfall von Hysterie, Schreien und Fluchen, Betteln und Trommeln, Kratzen und Drohen. Nach einer gefühlten Ewigkeit sackte ich erschöpft zu Boden, krabbelte zur Matratze und warf mich wimmernd darauf.

Gedanken wirbelten in meinem Kopf herum. Ich dachte an meine Eltern in Drummondville, die sich so sehr gefreut hatten, dass ich nach jahrelanger Suche nach mir selbst endlich beschlossen hatte, mein Studium fortzusetzen. An Judith, die ich an diesem Abend anrufen sollte, die versuchen würde, mich zu erreichen, auch morgen früh wieder und am nächsten Abend. Verwirrt würde sie sich mit meinen Eltern in Verbindung setzen, die aber ebenfalls nichts von mir gehört hatten.

Wie lange sie wohl versuchen, würdem mich zu erreichen? Zwei Tage? Drei? Irgendwann machten sie sich bestimmt Sorgen und riefen im Literaturinstitut an, spätestens am Montag. Wenn sie erfuhren, dass ich nicht zu meinem ersten Kurs erschienen war, brach sicherlich Panik bei ihnen aus. Ich sah vor mir, wie meine Eltern herkamen und den Vermieter mit Fragen löcherten. Judith wäre einfach nur wütend auf alles und jeden, meine Mutter würde ohne Pause heulen, während mein Vater den starken Mann markierte, obwohl er innerlich ebenfalls am Ende war. Im nächsten Schritt würde die Polizei von Montcharles eine Fahndung einleiten. Aber wie wollten sie einen jungen Fremden ausfindig machen, der kaum zwei Tage in der Stadt gelebt hatte und hier niemanden kannte? Wer hätte den schon auf seinem Fahrrad bemerkt? Wer? Einer von zwei oder drei Nachbarn, die gerade ihren Rasen mähten? Natürlich nicht! Dutzende junger Leute fuhren jeden Tag auf dem Rad an ihnen vorbei!

Niemand hatte mich bemerkt.

Spätestens in einer Woche landete ich auf der offiziellen Vermisstenliste der lokalen Polizei.

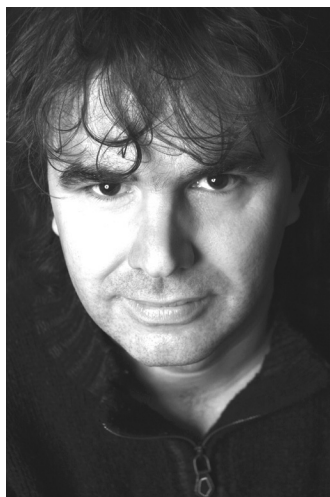
Und wo befand ich mich in einer Woche? Immer noch hier? Woanders?

Lebte ich dann überhaupt noch?

Ich dachte an den anderen Typen, den Sterbenden aus dem grünen Raum, der jetzt meiner war. Ich drückte meinen Kopf gegen die Matratze und schrie. So lange, dass ich in dieser Haltung eingeschlafen sein musste.

Mein Handgelenk tut weh. Es fühlt sich an, als sei es gebrochen. Unglaublich, dass ich innerhalb von drei Stunden so viel geschrieben habe. Ich bin erschöpft, aber ich will nicht aufhören. Ich will alles erzählen, was bis heute passiert ist. Beaulieu sagte, sie kommen heute erst später nach Hause. Das sollte ich ausnutzen.

Nur eine kurze Pause, dann mache ich weiter ...



Patrick Senécal ist einer der erfolgreichsten französischsprachigen Horror- und Thrillerautoren. Man nennt ihn den »frankokanadischen Stephen King«.

Er wurde 1967 in Drummondville, Kanada, geboren. Nach dem Literaturstudium lehrte er einige Jahre Literatur, Film und Theater. 1994 veröffentlichte er seinen ersten Roman *5150, rue des Ormes*, der 2009 unter der Regie von Eric Tessier verfilmt wurde. Im Frühjahr 1997 wurde erstmals eines seiner Theaterstücke aufgeführt.

Bis heute sind etwa zehn Thriller von Patrick Senécal erschienen, die in seiner Heimat längst eine Millionenaufgabe überschritten haben. Erst jetzt werden seine intensiven Thriller in andere Sprachen übersetzt.

7 Tage der Rache (*Les Sept Jours du talion*, 2002) wurde als *7 Days* erfolgreich verfilmt, ein US-Remake ist in Vorbereitung.

Patrick Senécal: »Mich fasziniert die dunkle Seite der Menschen, das Finstere, das in uns allen lauert.«

Patrick Senécal bei FESTA:

7 Tage der Rache, 5150 – Das Haus des Wahnsinns